

(Nachdruck verboten.)

19]

Joseph Coney.

Roman von John Law. Aus dem Englischen von J. Cassierer.

Der Aufseher meinte: „Es ist geradezu wunderbar, wie dumm sich manche Kerls dabei anstellen. Wir hatten einen kleinen Bueckigen hier, und der Kerl arbeitete wie ein Donnerwetter. Er kauert sich auf den Boden und sein Hammer geht Klack Klack, Klack Klack, bis er fertig ist. Wenn Sie wieder kommen sollten, werden wir Ihnen Berg zu zupfen geben, aber eher lassen wir Sie nicht raus, als bis Sie hier die Steine klein geschlagen haben.“

„Zeigen Sie mir doch, wie man es macht,“ bat Jos, dessen Rücken ihm weh that.

„Sehen Sie selber zu, wie Sie fertig werden,“ antwortete der Aufseher.

Die Stunden und Tage vergingen langsam.

Dreimal am Tage wurde ihm seine Nahrung, bestehend aus Haferschleim und Brot, gebracht. Wenn des Abends das Gas ausgemacht wurde, hörte er auf zu arbeiten, und die ganze Zeit stand oder saß er im „Steinbruch“ und quälte sich ab, den Pfiff zu finden. Es wollte ihm nicht gelingen, die Steine so klein zu schlagen, daß sie sich durch das Gitter des Fensters werfen ließen; entweder wurden sie ganz zu Staub zersplittert oder sie zerfielen in oblonge Stücke, die mit keinem Hammer mehr entzwei zu kriegen waren. Wie schon erwähnt, ging der „Steinbruch“ nach der Mitte spitz zu, daß es für Jos sehr schwer war, nicht auszugleiten, wenn er aufstand, und ganz unmöglich, Steine durch das Gitter zu werfen, wenn er da unten saß. Dazu war es dort noch sehr finster, und die feuchte, kalte Luft rief bei ihm ein beständiges Frösteln hervor. Seit jener Nacht, in der er auf dem Trafalgar Square den bösen Traum gehabt, litt er an einen häßlichen Husten, und sein Kopf war ihm jetzt viel schwerer, als wenn er sonst einen großen Rausch gehabt hatte. Immer und immer wieder mußte er in der Arbeit eine Pause machen, denn so heftiges Seitenstechen fühlte er, daß ihm der Hammer aus der Hand fiel, als ob seine Hand gelähmt wäre.

Zu guter Letzt flog ihm noch ein kleines Stückchen Stein ins Auge, und vollständig außer Stande, weiter zu arbeiten, lief er in den fürchtbarsten Schmerzen in seiner Zelle auf und ab.

Trotzdem er sein Arbeitspensum noch nicht bewältigt hatte, entließ man ihn doch am nächsten Morgen, denn sein Auge war ganz mit Blut unterlaufen und das obere Lid war herunter gefallen. Der Inspektor band ihm ein altes Taschentuch um die Stirn und sagte zu ihm:

„Kommen Sie ja nicht innerhalb der nächsten vier Wochen wieder, denn sonst müßten wir Sie noch einmal so lange hier behalten, merken Sie sich das. Wenn Sie aber mal wieder kommen, dann können Sie Berg zupfen, denn zu was anderem sind Sie ja doch nicht zu gebrauchen, entweder sind Sie zu dumm oder zu faul. Wenn ein kleiner Bueckiger Steine brechen kann, dann muß es doch ein so großer Kerl wie Sie erst recht können.“

„Es ist keine Faulheit,“ entgegnete Jos, „es kommt nur auf den „Pfiff“ an.“

So lange Jos lebte, hat er niemals das Gefühl ver-gessen, das sich seiner bemächtigte, als sich die Thür des Arbeitshauses an diesem Vormittage hinter ihm schloß. Nach Tagen und Nächten, die er in diesem kalten, dunklen Boche verbracht hatte, sich noch einmal als sein eigener, freier Herr fühlen zu dürfen, war an und für sich schon Glückseligkeit. Für ihn schien wieder die Sonne, ihm gehörte wieder die Welt, die Straßen und der Himmel waren wieder sein Eigentum.

Er beeilte sich, nach Charing Cross zu kommen, denn er wußte, daß er dort das „Eichläschen“ treffen werde. Der Gedanke an das kleine Ding erfüllte ihn zum erstenmal mit Zärtlichkeit. Sie war so gut zu ihm gewesen. Was wäre aus ihm geworden, wenn er sie nicht gehabt hätte?

Sobald er die Ecke des Trafalgar Square gekreuzt hatte, bemerkte er ihre zierliche Figur. Leise näherte er sich dem Platz, auf dem sie ihre Blumen verkaufte, und legte die Hand auf ihren Korb.

„Ach Jos!“ rief sie. Dann stieß einen schweren Seufzer aus und sagte nichts weiter.

Er konnte ihr Schweigen nicht verstehen. Gätte aber ein Kenner der menschlichen Natur dieses blasse Gesicht, diese farblosen Lippen und diese großen Augen mit den Pupillen, die fast bis an die Iris hinan reichten, gesehen, dann würde er wohl haben beurteilen können, was sie litt. Ihr dreieckiges Tuch und ihre schmutzige Schürze hoben und senkten sich rasch, denn unter ihnen schlug ihr Herz so heftig, daß man auf ein physisches Leiden schließen konnte. Das Blut war aus ihrem Gesicht gewichen; sie fühlte sich schwindlig und war einer Ohnmacht nahe, und nichts weiter als „Ach, Jos“, konnte sie über ihre Lippen bringen, als ob es in der ganzen Welt nichts weiter als Jos gäbe.

Nach einer Weile sagte sie: „Du mußt doch frühstücken!“

Rasch kam sie jetzt wieder zu sich und besorgt fragte sie ihn, was mit seinem Auge geschehen wäre, warum er es denn mit einem Taschentuche verbunden hätte? Sie ging mit ihm zu einem Springbrunnen auf dem Trafalgar Square und wusch es dort mit kaltem Wasser. Durch das angeschwollene Lid war das Auge jetzt vollständig zu, aber, wie Jos sagte, schmerzte es nicht mehr sehr. Dann band das Eichläschen wiederum das Taschentuch über das Auge, und nun gingen sie „frühstücken“.

Für viele, die die Beiden an einem schmutzigen Tisch ihre Quetschkartoffeln mit Würstchen verzehren sahen, mögen sie eine alltägliche Erscheinung gewesen sein; aber wohl mehr als ein Künstler, der sie an diesem Vormittag da sitzen gesehen, hätte sein Stizzenbuch hervorgeholt, denn das „Eichläschen“ hatte einen sonderbar ernsten Gesichtsausdruck, zu dem ihr Korb mit Spätrosen und Nesjeda recht gut harmonierte. Und dicht an ihrer Seite saß Jos und ließ sich sein Frühstück gut schmecken.

Leute kamen und gingen, ohne daß die Beiden es beachteten. Aber einmal wurden sie doch auch mit ihrem „Frühstück“ fertig, und als nichts mehr auf dem Teller war und der letzte Schluck Kaffee getrunken war, wurden, nach der im Londoner Ostend herrschenden Sitte die Tassen umgekehrt — mit der Öffnung nach unten — auf den Tisch gestellt.

Dann fragte das Eichläschen:

„Warum bist Du nicht schon gestern herausgekommen?“

Jos erzählte ihr, wie schwer es ihm geworden, die Steine zu zerklopfen.

„Ich gehe ganz gewiß nicht mehr dorthin,“ schloß er, „und wenn ich verhungern sollte.“

„Ich hab' Geld,“ fiel das Eichläschen hastig ein. „Ich habe gestern den ganzen Tag hier gestanden und sagte mir: „Wenn er rauskommt, wird er frühstücken müssen.“ Und auch heut morgen bin ich hierher gegangen, und schon glaubte ich, ich würde Dich nie mehr wieder sehen, Jos, und wenn Du wirklich nicht mehr wieder gekommen wärest, dann . . .“ Sie hielt plötzlich inne.

„Was hättest Du dann gemacht?“

„Ich wäre ins Wasser gegangen.“

Sie sprach das aber so leise, daß er es nicht verstehen konnte.

„Was hättest Du gemacht?“ wiederholte er.

Sie antwortete nicht, ergriff ihren Blumenkorb und ging damit nach Trafalgar Square, wohin ihr der junge Zimmermann folgte.

Und noch eine Stufe tiefer sank Jos. Mit einem schlümmen Auge konnte er auf den Dock's keine Arbeit finden, denn kein Unternehmer würde ihn „eingestellt“ haben, bevor nicht sein Auge geheilt war, und tagelang mußte er es noch verbunden fragen. Er wurde ein „Eckenscher“, und am Bahnhofe Charing Cross nahm er seinen Standplatz, und bot dort vorübergehenden Damen, die Pakete bei sich hatten, und Herren, die eine Droschke brauchten, seine Dienste an.

„Weiter gehen, weiter gehen,“ rief ein Schuhmann.

Seinen Lebensunterhalt bestritt er von dem Gelde, das das Eichläschen verdiente, und er hätte verhungern müssen, wenn das Publikum ihr keine Rosen und Nesjeda mehr abgekauft hätte. Im Gesicht des „Eichläschens“ lag ein gewisses Etwas, das die Leute veranlaßte, bei ihrem Korbe stehen zu bleiben. Ihre Taschen wurden nie leer, und es machte ihr manchmal Spaß, Penny- und Halb-Penny-

Stücke auf dem Pflaster zu Schillingen auf einander zu legen. Jos war es ganz unbegreiflich, wie sie so viel Geld verdienen konnte, aber er kam bald auf den Standpunkt, daß er nicht erst lange darüber nachdachte, und schon hatte er jenen Tag vergessen, an dem er für ihre sechs Pence „das Mittel gegen die Diarrhöe“ anstatt für sich ein Frühstück gekauft hatte. Ab und zu besuchte er eine Destille, aber gewöhnlich ging er am Bahnhofe Charing Cross auf und ab, die Hände in den Taschen, und wartete auf die Gelegenheit, ein paar Pfennige zu verdienen.

„Weiter gehen, weiter gehen,“ rief ein Schuhmann. „Ich würde nicht zu einem Hunde so sprechen, wie Sie mit mir reden, Herr Schuhmann,“ entgegnete er eines Tages auf die Aufforderung zum Weitergehen. „Ich störe hier niemanden.“

„Weiter gehen, weiter gehen,“ rief der Schuhmann. Zu jener Zeit agitierten die Arbeitslosen auf dem Trafalgar Square und die Polizei, die bisher nicht eingegriffen, wollte jetzt straffere Seiten aufziehen. Was bezweckten denn diese Leute damit, daß sie hierher kamen und erklärten, daß sie Hunger hätten. Warum trugen sie ihr Elend vor der ganzen Welt zur Schau?

„Wir wollen mal sehen, was hier los ist“, hatte eines schönen Tages das Eichfäßchen zu Jos gesagt. „Auf den Stufen steht ein Mann, den ich früher kannte. Er ist auch ein Zimmermann wie Du. Ich glaubte, er wäre schon lange im Arbeitshause.“

Sie drängten sich durch die Menge und bald fanden sie sich dicht unter den Stufen des Denkmals unter einer Schar von Arbeitern, Bummlern und Eckenstehern. Nicht eine einzige Frau war darunter, nur das kleine Blumenmädchen, und genügend machten die Männer ihr Platz, als sie sich durchdrängte, um zu hören, was die Arbeitslosen über „das Hungrigsein“ zu sagen hätten. Die Hände in den Taschen folgte ihr Jos, dessen Auge mit dem Taschentuche noch immer verbunden war.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

In der stürmenden Weltkrisis-Stimmung, die am Anfang des 18. Jahrhunderts die Gemüter erfüllte, war es ein schöner Lieblichgedanke der deutschen Schriftsteller, von einem Reich Gottes auf Erden zu träumen, von einer weltlichen Kirche aller Guten, die über die Schranken der Religionen und Stämme hinweg die Völker in der Einheit der Vernunft und Sittlichkeit zusammenbinden sollte. Der Name Mensch erhielt damals den Klang der Weisheit und Größe, der Mensch entwickelte sich damals erst im Bewußtsein vom gehobenen Tiere zum homo sapiens, und es trat die wunderbarste und höchste aller Entdeckungen ans Licht, die Entdeckung der einzigen Menschheit, die sich in Freiheit und Gleichheit, in Brüderlichkeit und Gerechtigkeit gesellt. Das größte Werk, das Goethe geschaffen, war jenes, das er mit Schiller gemeinsam der Welt schenkte, das im neunzehnten Jahrhundert zwar geboren, doch den Geist des achtzehnten enthüllte und erfüllte: Beethovens Neunte Symphonie. In diesem reinsten Werke der Kunst war das französische Ideal der in Sturm und Drang emporwachsenden Persönlichkeit des Einzelnen innig verschmolzen mit der Schillerischen Idee der Menschheit: das verzweifelt gährende, im dunklen Drange doch wegbeugte Ringen des Individuums verwoben mit dem jubelnden Menschheitslied an die Freude. Das künstlerische Ritual für jene irdische Religion der Guten und Freien ist früher entstanden als die Kirche, für die es bestimmt war.

Wit jener Traum des 18. Jahrhunderts auch außerhalb der Kunst der Wirklichkeit des Lebens entgegengekreist? Die große proletarische Bewegung bildet gewiß den über alles müde Verzagen tröstenden und aufstrebenden Beginn der Erfüllung. Aber von jenem Sabbathfrieden, der zugleich ein heiliger von allem Nohen und Niedrigen geläuterter Kampf der einzig firebenden Menschheit ist, scheinen wir weiter denn je entfernt. Gerade in den Augenblickswalkungen, in denen Vorahnungen der Kirche allen Guten sich zu offenbaren scheinen, zeigt sich der klaffende Abstand des wirklichen Inhalts und der vom Ideal heuchlerisch entlehnten Form. War jene wilde Empörung, die über die ganze civilisierte Erde brandete, als das französische Kriegsgericht verrückt und feige den unschuldigen Juden Drexius wider besseres Wissen abermals verurteilte, nicht eine solche Manifestation der Zukunftsreligion? Verkündete sich nicht endlich einmal die Solidarität des Gewissens aller Völker, aller Klassen? Ach, man versteht bereits die Religion der Zukunft zu heucheln, ehe sie lebendig geworden ist: Lartusse vor Christus!

Gewiß, es war auch ein starkes Belunden echten Gefühls in dem

Schrei der Empörung. Aber die Organisatoren des Lärms waren in erster Linie Sensation, Pharisäerium und das schlechte Gewissen, das über die eigenen Verbrechen zu täuschen sucht, indem es über die fremden kreischt. Es war eine scheinheilig unfruchtbare Empörung, die des indischen Wortes werthätiger Selbsterkenntnis nicht achtete: Das bist Du! Man hütete sich wohl, sich selbst in dem Justizverbrechen von Rennes zu erkennen: Psui, wie schlecht die — anderen sind! Das bist Du nicht, das sind bloß sie. Darum ersparte man es sich auch, am heimischen Herd die Lehren des gallischen Verbrechens zu ziehen und zu befolgen. Der spekulative Karrenfeldzug gegen die Pariser Weltausstellung enthüllte dann noch erbarmungslos den erborgten Glanz und die geschminkte Tugend dieses Entrüstungs-Idealismus. Ueberhaupt, allzu stark ist unsere Fähigkeit überhaupt nicht mehr, ernst und tief und wahr zu empfinden, weil jedes innere Erlebnis sich in eine äußerlich lügelnde Sensation verwandelt. Aus Essen wurde neulich berichtet, daß ein Mann flüchtig geworden, mit Zurücklassung seiner Familie und einer großen Summe von Wertschulden; er hatte auf Drexius' Freisprechung zahlreiche Wetten abgeschlossen und konnte nun seine Verpflichtungen nicht erfüllen. Das ist ein Einzelfall, an dem sich die Gesamtaufassung messen läßt; es ist hinsichtlich der anregenden Wirkung kein Unterschied zwischen einem Prozeß um einen Justizmord und ein Bierundzwanzigstunden-Rennen für Stadtfahrer um ein paar tausend Mark.

Auch darin ist kein sonderlicher Fortschritt zu erkennen, daß wir nicht mehr in naiver Glaubigkeit die Juden verbrennen, daß wir sie vielleicht nur foltern, um uns dann über die Inhumanität zu enträsten. Die moderne Ausbattung jener finsternen, immer noch weit verbreiteten Rückständigkeit, die Menschen für ihre Geburt verantwortlich macht, die nicht gegen Gedanken, Gesinnungen, Lehren und Einrichtungen kämpft, auch nicht gegen ihre Träger als unpersönlich gedachte Klasse, sondern Haß und Verfolgung wider die Menschen selbst richtet, — dieser Jubegriff alles reaktionären Thuns ist keineswegs weniger gefährlich oder weniger schmutzig als der Fanatismus, der Scheiterhaufen schichtete. Zum Glück erscheint die moderne Bethätigung der Barbarei nicht immer in so erschreckender Weise wie in dem Nemesis Rechtsverbrechen, bei dem das Lachen erstickt. Wir haben auch mildere Parodisten der Finsternis, die dem Kasperle des Puppenspiels nach-eifern, der mit der vertieften Gesinnung und seinen rohen Grenen verführt, indem er sie übertreibend bethätigt und verübt. Niemand erzürnt sich ernstlich mehr über die nationalen Judeumreger, die nicht einmal in der Scheufähigkeit echt sind. Diese deutsche Gilde war vor ein paar Tagen in Hamburg zu löblichen Thun versammelt. Diesmal ansetzend zu dem Zwecke, um ihrerseits eine neue Religion zu schaffen. Wenn es nicht eine Tagung von Antisemiten gewesen wäre, so hätte es gut ein Kongreß von Mythologen sein können. Man debattierte nämlich über die Frage, ob man die germanische Jugend durch den alten Erzvater Abraham oder den einheimischen Wotan erziehen sollte. Der arme Abraham, der freilich aus dem Samen der Halbmenschen entsprossen, wurde als ein arger Schweinehund durchaus mangelhaft befunden, reichsdeutsche Finglinge zu Unteroffizieren, Reservewachtmeistern und Staatsanwälten heranzubilden; auch für eine Zuchtanstaltvorlage schien er keine erzicherische Fähigkeit zu besitzen. Dagegen beehrte man Wotan, den nordischen Gott, mit dem Vertrauen, daß er die Kraft besäße, unsere Nation für die oben genannten großen Aufgaben, für die Weltanschauung der nationalen Befundeordnung zu erziehen. Davon verstand freilich der Erzvater Abraham nichts, dessen Rasse mit der studienwürdigen Erfindung belastet ist, zuerst einen wöchentlichen Ruhetag, sogar für die Sklaven und das Vieh eingeführt zu haben. Dagegen rühmte Donner, Wodans Sohn, seinen Vater, wie es im Göttergeschimpf der Edda zu lesen ist, mit den ausgezeichneten Worten:

Elender Lump, Du, ich achte: Du lügst!

Muß man da nicht ohne weiteres zugeben, daß dieser Wotan durchaus geeignet ist, die antisemitische Blutreinigung unserer Nation zu bewirken — schon das angenehme realistische Familienverhältnis zwischen dem germanischen Vater und seinem Sohn ist vorbildlich.

Von Wotan also erwarten wir alles Heil — natürlich muß er zunächst durch antisemitischen Parteibeisatz in aller Form wieder in unsern Himmel eingeführt sein — namentlich auch im Hinblick auf unsere germanisch-patriotische Kunst, die in Folge des Einflusses des Judentums und des römischen Rechtes sätium verwahrlost ist. Ein geschickter Redenmeister hat eben in einem Berliner Blatt zahlenmäßig nachgewiesen, daß unsere vaterländische Kunst an dem Einfluß der semitischen — Kirche Noth zu Grunde geht. Bei dem Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. auf der Berliner Schlossfreiheit hat sein Schöpfer Reinhold Vega außer 19 Damen im unvorsichtigsten Negligé, 22 im Entleiden begriffenen Männern und 12 in ihrer Höhe frierenden Kindern folgendes Zubehör dem semitischen Einflusse entlehnt: 21 Pferde, 2 Ochsen, 8 Schafe, 4 Löwen, 16 Fledermäuse, 6 Mäuse, 1 Eichhorn, 10 Tauben, 2 Raben, 2 Adler, 16 Enten, 1 Eisvogel, 32 Eidechsen, 18 Schlangen, 1 Karpfen, 1 Frosch, 16 Krebse, das sind insgesamt 157 Tiere, unter denen die zahllosen Adler des Rosaitbodens nicht eingerechnet sind. Es würde eine lohnende Aufgabe sein, diese statistische Methode auf die andere Patriotienkunst anzuwenden, zu prüfen wie viel Panzer, Fahnen, Banner, Säulde, Schwerter, Eichen, Drachen etwa in der Wilderpracht der Länfischen

Dramenpoesie, in nationalen Festreden und dergleichen Kundgebungen angeammelt sind.

Zu welchem Zweck aber hat Reinhold Vagas die Kräfte des alten Juden geleert? Manches läßt sich ja allegorisch ausdeuten: Die Reptilien erinnern an Welsenfonds und Kreisblatt-Litteratur, die Fledermäuse an die orthodox-liturgische Bestimmung der Zeit, die Krebse verjümblichten die Besetze aus jener Epoche, die Schafe und Ochsen die Parteien zur Zeit des Septennatschreckens, die Pferde die Zunahme des Pferdebesitzthums in der Aera des Getreidezolls und der Viehsperren, die Raben und Adler erinnern an die verwehenden Leichen der Schlachtfelder, die Eulen an die reaktionäre Finsternis u. s. w.

Aber nicht alle Tiere fügen sich unmittelbar der Deutung, z. B. der eine Karpfen nicht — der zugehörige Reicht fehlt — so hat also Vagas wohl noch eine andere Absicht verfolgt. Künstler wollen in ihren Werken nicht nur die dargestellte Person, sondern auch sich selbst verewigen. Vagas nun war sich wohl bewußt, daß die Mode der Beschämtheit wechset, und er trachtete, seinen eigenen Ruhm unabhängig von dem geschichtlichen Schicksal Wilhelms I. zu gründen. Es giebt Zahlen, an die sich eine besondere Heiligkeit oder Teufelei bindet; z. B. die Drei, Sieben, Neun, Dreizehn. Keine Zahl aber hat der Aberglaube mit einer größeren Macht ausgestattet als die — Regierungszahl, von der man immer noch glaubt, daß sie die Gesche die der Menschheit bestimmt.

Vagas jedoch sah die Zeit voraus, wo der Aberglauben der Regierungszahl verschwinden und demgemäß auch die Bedeutung der von ihm geformten Gestalt vergessen sein würde. Darum gab er seinem Denkmal eine Vieldeutigkeit, die sich nicht mehr auf die Verherrlichung einer Regierungszahl beschränkt. Mag man immer einst gar nichts mehr von Wilhelm I. und der Wichtigkeit des Regierens wissen, die Volkslegende würde dann eben in dem Vagas-Mann einen großen Zoologen, einen genialen Tiermaler oder dergleichen vermuten und verehren. —

Joc.

Meines Fenikson.

dg. Nobisfrug. In den merkwürdigsten Ortschaften der norddeutschen Landschaft, besonders der Mark, zählen jene abgelegenen Stätten, die der Volksmund als „Nobisfrug“ bezeichnet. „Nobisfrug“ giebt es bei Döbeln zwischen Hamburg und Altona, bei Kiel, bei Mönster n. u. Der bekannteste der Mark befindet sich auf dem Wege nach Storkow eine halbe Stunde vor Nauen, andere liegen im Havelland, auch die Altmark und Sachsen haben verschiedene — aufzuweisen. Menschlich unterrichtet sich „Nobisfrug“ kann von seiner Umgebung, es sei denn eben durch seine Abgeschlossenheit, die Volkssage aber knüpft geheimnisvolle Schauererzählungen an ihn. Bei Nauen soll einst ein Krüger „Nobel“ gehaust haben, der von einem Gast erschlagen wurde; sein Wirtshaus ist darauf zerfallen und nur ein Steinhaufen erinnert noch daran. Im Havelland hat der Krüger mit seinen Gästen auch am Festtag wilder Böhnen gekostet und ist zur Strafe dafür Haus und Hof von der Erde verschlungen worden. In anderen Orten treten ähnliche Sagen auf. Neuere Forschungen haben ergeben, daß man in den Nobisfrügen höchstwahrscheinlich uralte heidnische Begräbnisplätze vor sich hat. Nach germanischen Glauben fand die Seele der Toten, wenn sie auf dem „Schweg“ in das Reich der Abgeschiedenen zur „Hel“ zog, am Ende ein gepflanztes Wirtshaus, in dem sie ruhen konnte von ihrer Fahrt. Dieses Wirtshaus lag nicht direkt in der Unterwelt, es bildete gewissermaßen nur den Eingang dazu. Wenn der Germane indessen den Weg zu seinem heiligen Totenort oft genug als „Schweg“ bezeichnete, so lag es ihm auch nah, in dem Begräbnisplatz selbst den Eingang zu Hels Reich zu finden und ihn mit dem letzten Sammelplatz der Seelen, dem „Nobis“, „Nobers“ oder „Nobisfrug“ zu identifizieren. Daß „Nobisfrug“ in der That die „Geisterhäute“ symbolisieren soll, beweist die Verbindung, in die man ihn noch jetzt mit den Toten bringt. Der Havelländer legt seinen Verstorbenen einen Scherz unter die Zunge als „Zehrgeld für Nobisfrug“. Der Altmarkler meint: „In Nobisfrug bekommt man den Paß zum Himmel“, oder nach Anhu: „In Nobisfrug kommen die Toten zusammen und spielen Karten, wer nicht spielen kann, muß Fisches drehen“. Bei Nauen besteht außerdem der Brauch, daß jeder Vorübergehende einen Zweig oder einen Stein auf den Trümmerhaufen von „Nobisfrug“ wirft, ein Zeichen, durch das der allgäubige Märker den Gräbern der Toten seine Ehrerbietung bezeugt. Die christliche Kirche machte aus dem Wirtshaus der Hel sogar direkt die Hölle. Darum sagt Pauli in „Schimpf und Ernst“ von den „Sündern“: „Sie fahren dahin in Nobisfrug, da der Hain zum Fenster anschlägt, da brakt man die Kiesel auf den Sinsen.“ Auch Hans Sachs und Fischart erwähnen Nobisfrug in ähnlicher Weise. —

Litterarisches.

c. Die französische Presse im Jahre 1899. Die Zahl der französischen Zeitungen ist in beständigem Wachsen begriffen. Nach einer Aufzählung Weyels in dem sechsten erschienenen „Annuaire de la Presse“ ist die Zahl der allein in Paris erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften von 2201 im Jahre 1896 auf

2327 im Jahre 1897 und auf 2537 im Jahre 1898 gestiegen; im letzten Juni gab es bereits deren 2685. Von diesen 2685 Pariser Zeitungen und Zeitschriften erschienen: 142 täglich, 726 wöchentlich, 44 alle 14 Tage, 10 dreiwöchentlich, 884 monatlich, 387 zweimonatlich, 186 vierteljährlich und 7 halbjährlich. Die 349 übrigen haben keine bestimmten Termine. Politische Zeitungen giebt es in Paris 154, von diesen erscheinen 82 täglich; 74 derselben sind republikanisch, 27 radikal oder sozialistisch, 25 konservativ, 8 nationalistic oder antisemitisch. In der Provinz betrug im Monat August dieses Jahres die Zahl der Zeitungen und Zeitschriften 4051 gegen 3820 im August 1898. Die Zunahme ist besonders stark für die republikanischen Organe, deren Zahl von 1131 auf 1300 gestiegen ist. Unter den Provinz-Zeitungen und Zeitschriften sind: 335 tägliche, 1748 wöchentliche, 529 zweiwöchentliche, 602 monatliche, 222 zweimonatliche, 111 dreimonatliche, 417 erscheinend unregelmäßig. Unter den politischen Zeitungen der Provinzen sind 1078 republikanisch und 222 radikal oder sozialistisch. —

Theater.

— Die Neue Freie Volkssbühne wird ihre Vereins-Vorstellungen im Thalia-Theater (Dresdenerstraße) veranstalten. Im Oktober gelangt Goethes „Stella“ zur Auf-führung, im November eine literarische Neuheit, „Dirich Vornien“, bürgerliches Trauerspiel von Erich Schlaifer. Nebenher gehen außerordentliche Vorstellungen, zu denen jedermann, auch ohne Vereinsmitglied zu sein, Zutritt erhalten kann. So wird im Schiller-Theater am 24. September, nachmittags, „Maria Stuart“ und am 22. Oktober Sudermanns „Ghre“ aufgeführt. Die Veranstaltungen des Vereins wurden durch die schwere Erkrankung des Kassierers bisher verzögert. —

Musik.

Nun ist die Opernzelt des Winters mit gutem Willen und gutem Glück eröffnet. Zwar hat bereits seit längerem unsere alte Oper ihr bekanntes Repertoire wieder aufgenommen und sogar auch eine oder die andere Neuigkeit angekündigt. Aber mit frischem Wagen, reich an Vorrat und bereits mit einer neuen Leistung hat Direktor Hof-pauer sein (seit so bezeichnetes) „Operntheater des Bestens“ angehehen. Sein Programm ist äppig, vernünftig und vornehmervollend. Wiederrum soll die „Spieloper“ im Vordergrund stehen (man versteht unter ihr ungefähr das, was im Schauspiel das „Konversationsstück“ ist, also ein etwas unfaßlicherer Begriff als der der „komischen Oper“); daneben soll die Operette und je nach Casspiel-Gelegenheit auch „Werke größeren Stils“ gepflegt werden, abgesehen von den ständigen Repertoire-Opern. Nicht weniger als 22 Premieren und Neueinstudierungen sind angekündigt; außerdem wird uns ein Personal von 31 Leuten genannt, von denen anscheinend nur neun aus der früheren Saison herübergenommen sind. Was Herrn Hofpauer seine Aufgabe noch eigens erschwert, der vermutlich sehr starke Konkurrenzdruck der „Königlichen“, bleibt dem Publikum wahrscheinlich verborgen. Also jedenfalls sei sowohl ihm als dem Publikum „Mut!“ zugerufen.

Am Freitag wurde das Theater mit einer Neueinstudierung eröffnet, die einer Premiere nahekam. Francois Guarnel Joseph Bazin (1816—1878) hatte sich erst durch geistliche Kompositionen, dann seit 1846 durch komische Opern bekannt gemacht, die auch in Weimar und sonst in Deutschland Anklang fanden, und hat zuletzt als Kompositionstheoretiker in Paris gewirkt. Seine dreiatteige komische Oper „Die Reise nach China“ kam dort 1865 und in Berlin — auf dem heutigen Deutschen Theater — 1868 zur ersten Aufführung und soll sich in München und Karlsruhe seiner Zeit lange bewährt haben; jetzt ist sie also im Operntheater des Bestens neu aufgetaucht.

Der Text, von Labiche und Delacour, ins Deutsche überetzt von dem in solchen Arbeiten wohlbekanntem J. C. Grün-dann, ist der typische Text einer aus Opernreife und Purleske streifenden komischen Oper. Ein hariföppiger Vater zweier Töchter wird um des Schwiegerjohns willen, den er nicht haben will, in allerlei komische Situationen gebracht, zuletzt auf einen Berggungsdampfer, der angeblich nach China soll. Der Alte erinnert noch an die bekannte Charaktermaske des „Pantalone“ in der alt-italienischen Komödie; und selbst die Figur eines (übri-gens auch sonst noch häßlichen) Stotterers deutet auf den „Farraglia“ jener Komödie zurück. Auch die Unhaltlosigkeit der Zeit des zweiten französischen Kaiserreichs, aus welcher Zeit unser Stück herkammt, hat es beeinflusst. Die Figuren sind schattenhafter, als es selbst für eine Komödie paßt, und über drohliche (wenn auch diese Bezeichnung nicht zu viel ist) und typisch-lyrische Kennerlichkeiten kommt das Ganze nicht hinaus.

Darum hat die Musik insofern nichts geändert, als sie sich auf Nummern als Unterbrechung des Dialoges beschränkt; wohl aber insofern, als sie eine wunderliche Amant und Grazie entfaltet. Und dabei ist sie von einer für heute so sehr ungläublichen Einfachheit, ja Primitivität. Die zahlreichen lieblichen Melodien, der Orchesterjazz und die Instrumentierung kommen mit den elementarsten Mitteln aus und sind doch immer wirkungsvoll. Das melodische Moment herrscht weitaus vor; die mehrstimmigen Sätze sind als solche wohl nicht die Stärke des Komponisten, und die, gleich den completarischen trier-hänfigen Duette (von denen eines im 2. Akt wiederholt wer-

musste) wirken in ihrer uns nachgerade wohlbekannt werdenden Macht ermüdend, wie dem auch das Ganze durch seinen Mangel an Farbenwechsel und Zuerlichkeit sich recht gleichförmig anhört. Freunden der komischen Opern mühe Anders sei die Entscheidung anbehangestellt, wieviel sie von der Eigenart Vazins auf diesen seinen Vorgänger rechnen wollen.

Die Aufführung war im ganzen trefflich und animiert genug, daß sich der große, zuletzt alle Beteiligten hervorruhende Beifall rechtfertigte, und daß das Aufspüren mancher gesanglicher Unvollkommenheiten, mimischer Uebertreibungen und scenischer Bequemlichkeiten zur Nebenache wird. Das bemerkenswerteste war wohl das Debut der aus Düsseldorf hierher engagierten jugendlich dramatischen Sängerin Selma vom Scheidt, sie spielte zwar nicht besonders, zeigte aber eine schöne, auch in den Höhen gut ansprechende Sopranstimme. Der von früher her hier wohlbekannte Bassbuffo Hermann Steffens trug als der geprellte Alte die Hauptpartie des Stückes recht gut; der ebenfalls bekannte Tenor Oskar Braun führte seine Partie mit einer Fülle der verschiedensten, vielleicht durch Zudisposition gestörten Tenortöne recht wacker durch. Alles übrige trug redlich zum Gelingen eines nicht eben denkwürdigen, aber dankenswerten Versuches der Bereicherung unseres Opernrepertoires bei. —

sz.

Meteorologisches.

— Eisregen. Viele werden sich noch des eigentümlichen Regens erinnern, der im Oktober vorigen Jahres fiel. Es regnete, aber wo der Regen niederfiel, bildete sich Eis. Das Eis überdeckte alle Gegenstände, Stämme, Zweige und Blätter der Bäume, den Boden, die Häuser und selbst die Kleider des Menschen. Das Eis blieb vollständig klar, so daß die Gegenstände, die es überzog, deutlich sichtbar blieben. Löste man das Eis von einem Blatt ab, so zeigte sich auf dem Eise deutlich ein Abdruck des Blattes. Das Eis schmiegte sich also bei der Bildung wie eine biegsame Masse dicht an die Gegenstände an. Das merkwürdige an der Erscheinung war, daß sie bei einer Temperatur von 0 Grad eintrat, daß es aber gar nicht so erheblich kalt war, um ein derartiges rasches Gefrieren alles Regenwassers erklärlich zu machen. Die Ursache des Vorganges mußte demnach auf anderen Dingen beruhen. Einmal konnten die Gegenstände infolge einer vorausgegangenen Kälteperiode noch eine niedrige Eigentemperatur haben. Allein eine Frostperiode war dem Regentage gar nicht vorausgegangen, außerdem bedeckten sich ja auch die Kleider des Menschen mit dem Eis. Selbst die aufgespannten Regenrinne zeigten bald eine dicke Eiskruste. Demnach mußte das Regenwasser selbst die Eigenschaft besitzen, sofort nach Auftreffen auf ein Hindernis zu gefrieren. Diese Eigenschaft kann es aber nur gehabt haben, wenn es, wie man sich ausdrückt, überkaltet war. Wir wissen, daß Wasser in vollkommener Ruhe Lage weit unter 0 Grad abgekühlt werden kann, ohne daß es gefriert. Sowie es aber dann irgendwie bewegt wird, erstarrt es sofort. Mit solchen überkalteten Regentropfen hatten wir es an jenem Tage — es war der 20. Oktober — zu thun.

Wie ist aber eine solche Ueberkaltung des Regenwassers zu erklären? Diese Frage hat Meinardus in einer Mitteilung in der „Meteorologischen Zeitschrift“ näher erörtert. Er geht zunächst davon aus, daß die Verdichtung des Wasserdampfes in der Luft selbst bei einer Temperatur über 0 Grad erfolgen muß und daß erst die Wassertropfen überkaltet werden können. Eine solche Erkaltung wäre denkbar, wenn die Tropfen durch Wind in eine Umgebung mit niedriger Temperatur getragen werden oder wenn durch Ausstrahlung an Ort und Stelle eine starke Abkühlung erfolgt. Derartige Vorgänge sind nicht selten. Sie bringen uns die bekannten Raureif-Erscheinungen; der Raureif ist der Niederschlag überkalteter Wassertropfen an allen festen Gegenständen. Ein solcher Anfall von Eis kann aber nur durch die kleinen Tropfen, die im Nebel und in den Wolken schweben, bewirkt werden. Zu größeren Regentropfen können diese sich nicht zusammenballen, da sie bei dem Zusammenstoßen ja sofort gefrieren müßten. Das Regnen überkalteten Wassers ist daher nur so erklärlich, daß die Regentropfen selbst sich in einer wärmeren Luftschicht bilden, dann aber durch eine kalte Schicht hindurchfallen. Innerhalb dieser werden sie überkaltet. Sobald die Regentropfen dann den Boden erreichen, erstarrten sie und bilden Glatteis. Stößen sie schon in der Luft infolge eines Windes zusammen, so gefrieren sie und erreichen als feste Eistörner den Boden. Mißliches Wetter ist daher für einen Eisregen besonders günstig. Meinardus hat nun die Witterungslage am 20. Oktober 1898 auf die Verhältnisse hin näher untersucht. Er hat zunächst die räumliche Ausdehnung des Eisregens festgestellt. Aus der seiner Mitteilung beigefügten Karte entnehmen wir, daß der Eisregen fast in dem ganzen östlichen Deutschland gefallen ist. Er wurde beobachtet etwa vom Thüringer Wald und Harz an bis zur Ostgrenze des Reiches. Nur ein schmaler Küstenraum an der Ostsee blieb frei. Sodann untersuchte er die Verteilung des Luftdruckes über Deutschland, und zwar nicht nur im Meeressiveau, sondern auch für eine Höhe von 2500 Meter. Es zeigte sich, daß infolge eines breiten Luftdruckrückens, der sich vom baltischen Meerbusen bis zum Don etwa erstreckte, Ostdeutschland in der unteren Luft von kalten östlichen Winden überstrichen wurde. In der Höhe von 2500 Meter lag nun über Deutschland ein tiefes Minimum, in dem zweifellos eine Tendenz zu starker Niederschlagsbildung vorhanden

war. Dieser Regen fiel nun in die untere kalte Luft hinein, überkaltete dort und führte so die seltene Erscheinung des Eisregens herbei. Die Erscheinung selbst verursacht oft nicht unerheblichen Schaden. Auch am 20. Oktober sind zahlreiche Klagen darüber eingelaufen. So kam aus dem Kreise Waldenburg in Schlesien ein Bericht über Beschädigung von Telegraphen- und Fernsprechanlagen, der fast unglaublich klingt. Vielfach sind die Telegraphendrähte unter der Belastung gerissen. An anderen Stellen sind die Träger der Drähte verbogen oder sogar gebrochen. Auch mittelbar sind Schädigungen der Leitungen bewirkt, nämlich durch Brechen und Niedersinken von Bäumen. Diese Verheerungen sind überall durch die starke Belastung mit Eis hervorgerufen. Nach vorgenommene Messungen war der Eisansatz allerdings vielfach ein ganz ungeheurer. Blätter des Nleders wogen mit dem Eise 500 Gramm und mehr. In Potsdam hat Säring festgestellt, daß die Zweige eine fünf- bis zehnfache Gewichtszunahme erfahren hatten. Daß unter einer solchen Last die Bäume ihre Zweige nicht mehr zu tragen vermochten, ist wohl begreiflich. Es brachen in der Waldenburger Gegend Aeste von 25 Centimeter Durchmesser infolge der Eisbelastung ab. Der Verlust an Bäumen an den Kreischauffeen wird auf 3000 Stück geschätzt. („Die Natur“.)

Humoristisches.

— Gemütlich. „Aber wie können Sie denn meinen Mann in so betrübtem Zustande nach Hause bringen?“

— Wenn's Ihnen nicht paßt, können wir unsern Freund ja wieder mitnehmen!“ —

— Traurig. „Nun, hat denn Ihr Drama gefallen?“

— Ja, einem — aber den haben dann die andern hinausgeworfen!“ —

— Programm der landwirtschaftlichen Ausstellung. Am 10 Uhr vormittags Ankunft des Rindviehs.

Am 11 Uhr Ankunft der Festgäste.

Am 12 Uhr gemeinschaftliches Mittagessen. —

(„Flieg. Bl.“)

Notizen.

— Eleonora Duse wird in der zweiten Hälfte ihres Berliner Gastspiels die Tragödie „Die Gioconda“ von Gabriele d'Annunzio zur Darstellung bringen. Das Werk erscheint vorher in deutscher Uebersetzung bei S. Fischer. —

— Paul Lindaus neuestes vieraktiges Lustspiel „Der Herr im Hause“ gelangt im November d. J. im Berliner Schauspielhause zur Erstaufführung. —

— Von Reclams Universal-Bibliothek gelangt in den nächsten Tagen die 4000. Nummer zur Ausgabe sie enthält Peter Rosengers: Geschichten und Gestalten aus den Alpen. —

— Josef Farno übernimmt die Leitung des Josefstädter Theaters in Wien, vom 1. Januar 1900 an auf eigene Rechnung und als selbständiger Pächter des Hauses. —

— Das neue Grazer Stadt-Theater wurde mit einer Vorstellung von Schillers „Wilhelm Tell“ eröffnet. —

— In Amsterdam ist, nach der „Vossischen Zig.“, ein ausgezeichnetes Bild von Rembrandt entdeckt worden. Es ist das Bild eines frischen, etwa 20jährigen jungen Mannes, vollständig on face gemalt, mit dem Anfang eines blonden Schnurbarts, mit breitgerändertem Hut auf dem Kopf, aber ohne Hände. Er blickt hell aus seinen prachtvoll gemalten Augen, trägt ein schwarzes Gewand, das sehr tief und breit gemalt ist, und einen flachen weißen Kragen. Der freie, graue Hintergrund ist zur Hälfte übermalt, der Hut ist unbedeutend beschädigt, aber das mit außerordentlicher Kraft gemalte schöne Antlitz ist vollkommen gut erhalten. Das Bild ist auch sicher um das Jahr 1632 gemalt und darf jedenfalls eines der anziehendsten Bilder aus jener Zeit genannt werden. —

— Der siebente internationale Geographen-Kongress wird am 28. d. M. in Berlin zusammentreten und bis zum 4. Oktober tagen. Er hält seine Verhandlungen im neuen Gebäude des Hauses der Abgeordneten. Für die allgemeineu Sitzungen des Kongresses sind u. a. folgende Vorträge angemeldet: Prof. Chun - Leipzig „Die deutsche Tiefsee-Expedition der „Valdivia“, Fridtjof Nansen - Christiania „Die oceanographischen Resultate der Fram-Expedition“, Prof. v. Drygalski - Berlin „Plan und Aufgabe der deutschen Südpolar-Expedition und ihr Zusammenwirken mit der englischen“, Sir Clements Markham - London „Die antarctischen Expeditionen“, Karl Lehmann - Berlin „Ergebnisse einer Expedition nach Armenien“, Prof. Abel - Leipzig „Ursprung und Ausbreitung der Indogermanen“, Prof. Ahmann - Berlin „Die Ergebnisse der wissenschaftlichen Ballonfahrten des deutschen Vereins zur Förderung der Luftschifffahrt“. —